



»Ein Krimi-Epos
für die Ewigkeit.«

DENNIS LEHANE

**EDGAR
AWARD**
FÜR DEN
BESTEN KRIMI
DES JAHRES

SUHRKAMP

Fünf Winter

THRILLER

JAMES KESTREL

suhrkamp taschenbuch 5419

Dezember 1941: Joe McGrady ist Detective beim Honolulu PD und wird mit der Untersuchung eines Falls beauftragt, der sein Leben für immer verändern wird: dem Mord an einem jungen Mann, dem Neffen des Oberbefehlshabers der Pazifikflotte, und dessen Freundin, einer jungen Japanerin. McGrady folgt einem Verdächtigen bis nach Hongkong, das gerade von den Japanern eingenommen wird. Er wird als Gefangener nach Japan verschleppt, als potenzieller Spion droht ihm der Tod. Geringet wird er von dem Diplomaten Takahashi Kansei, der heimlich gegen die offizielle japanische Kriegspolitik arbeitet. Takahashi und seine Tochter Sachi verstecken McGrady bis zur Kapitulation Japans. McGrady kehrt nach Hawaii zurück und beginnt, nach nunmehr fünf Wintern, den alten Fall wieder aufzunehmen ...

Fünf Winter ist ein gewaltiges Epos im Cinemascope-Format: ein fesselnder Thriller, ein erschütterndes Porträt des Krieges und eine herzzerreißende Liebesgeschichte in einem.

»Elegant und hochspannend ... Kopfkino mit Bildern, die hängen bleiben.«
Hannes Hintermeier, Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Einer der raren Krimis, die man sich aufheben möchte.«
Sylvia Staude, Frankfurter Rundschau

JAMES KESTREL ist ein Pseudonym von Jonathan Moore, Anwalt und Romancier. Er lebt mit seiner Familie auf Hawaii. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt. Für *Fünf Winter* wurde er u. a. mit dem Edgar Award 2022 für den besten Roman des Jahres, dem Barry Award 2022 für den besten Thriller des Jahres und dem Deutschen Krimipreis International 2023 ausgezeichnet. Im Suhrkamp Verlag ist von ihm zudem erschienen: *Bis in alle Endlichkeit* (2024) und *Poison Artist* (2022).

Stefan Lux übersetzt aus dem Englischen und hat u. a. Jonathan Moore, Marie Rutkoski, Loraine Peck, Nick Kolakowski und Michael Koryta ins Deutsche übertragen. Er lebt in Bonn.

JAMES KESTREL

Fünf Winter

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stefan Lux

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Five Decembers
bei Hard Case Crime.

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5419
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© 2021 by James Kestrel
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen:
Collaboration JS/Trevillion Images (Mann);
Dylan Bradley/EyeEm/Getty Images (Strand);
FinePic® (Papierstruktur)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47419-8

www.suhrkamp.de

Fünf Winter

1

Messer und Narben

Honolulu/ Wake Island/ Hongkong

26. November 1941 – 7. Dezember 1941

Joe McGrady betrachtete seinen Whiskey. Er war so frisch, dass das Eis noch nicht zu schmelzen begonnen hatte, trotz der Hitze. Um ihn herum herrschte eine einzige Kakophonie. Matrosen bestellten zehn Bier auf einen Schlag und streckten die Arme durchs Gewühl, um den Mädchen die Zigaretten anzuzünden. Jemand warf einen Nickel in die Wurlitzer, dann legten Jimmy Dorsey und sein Orchester los. Die Männer passten sich dem wachsenden Geräuschpegel an. Sie verständigten sich mehr oder weniger brüllend mit den Mädchen, und sie waren in der Überzahl. Der Abend hatte gerade begonnen, bis jetzt tranken sie nichts Stärkeres als Bier. Einige Stunden würden sie noch ohne Schlägereien auskommen. Wenn es losging, sollte sich ein anderer Cop damit auseinandersetzen. McGrady nahm seinen Drink und roch daran. Fünfundvierzig Cent für drei Zentiliter. Jeden Penny wert, auch wenn ein drei Fingerbreit volles Glas mehr kostete, als er in einer Stunde verdiente.

Noch bevor er den Whiskey probieren konnte, war der Barkeeper wieder bei ihm. Kahlrasierter Schädel, geschwollene Augen, Rasierklingennarben auf beiden Wangen. Ein Gesicht, bei dem man so schnell wie möglich austrinken wollte. Aber McGrady stellte sein Glas ab.

»Joe«, sagte Tip.

»Ja.«

»Telefon – Captain Beamer, glaube ich. Du kannst es oben annehmen.«

Er kannte den Weg. Also griff er nach dem Glas und stürzte es hinunter. Alles auf einmal, in einem Schluck. Weich und rauchig. Er konnte ihn sich gönnen. Wenn Captain Beamer um diese Zeit anrief, bedeutete das Überstunden. Den morgigen Tag – Donnerstag – würde er vergessen können. Molly würde enttäuscht sein. Auf der anderen Seite verdiente er zusätzliches Geld, sodass er sich leisten konnte, es später bei ihr gutzumachen. Er legte drei halbe Dollar auf die Theke, wischte sich den Mund am Hemdsärmel ab und ging nach oben.

»Detective McGrady hier.«

»Gott sei Dank.«

»Sir?«

»Sie sind nicht betrunken.«

»Ich habe vor einer halben Stunde ausgestempelt. Hätten Sie mir eine ganze Stunde gelassen, hätte ich es vielleicht geschafft.«

»Ein anderes Mal. Kommen Sie her, aber im Laufschrift. Der Chief wartet.«

»Ja, Sir.«

Er hängte den Hörer auf die Bakelitgabel und nahm das andere Treppenhaus, das vom Büro im Obergeschoss des Bowsprit direkt hinaus auf die Straße führte. Es regnete, aber sicher nicht lange. Abgesehen davon hatten die meisten Läden in Chinatown Markisen oder Vorbauten. Den Fußweg zur Merchant Street konnte er, von den letzten Metern abgesehen, komplett im Trockenen zurücklegen. Er wartete auf der Treppe vor der Yokohama Specie Bank, bis ein Dutzend Cops in schwarzen Jacken ihre dröhnenden Motorräder quer zum Bordstein abgestellt hatten. Dann überquerte er die Merchant Street und betrat das Hauptquartier.

Captain Beamers Büro lag im Untergeschoss. Ohne anzuklopfen trat McGrady ein und schloss die Tür. Er nahm den Hut ab und legte ihn, als er sich gesetzt hatte, auf seine Knie.

»Die Sache ist gerade reingekommen«, sagte Beamer. »Vor nicht mal einer halben Stunde.«

»Sie sagten, der Chief wäre hier.«

»Er ist nur kurz raus.«

Beamer schob seine Brille hoch und drehte den Schirm der Lampe, bis die nackte Glühbirne zum Vorschein kam. Jetzt war der Raum heller, aber genauso stickig wie zuvor. Beamer rauchte bei geschlossener Tür Kette. Es gab keine Belüftung, durch das Fundament stieg tropische Hitze auf. Gerade zündete er sich am Stummel seiner Zigarette eine neue an. Er drückte die alte aus, wobei der Inhalt des Aschenbechers teilweise auf den Schreibtisch quoll. Nicht mal hier drinnen rollte Beamer die Ärmel hoch. Er war so ein Typ. Er trug eine dunkle Uniformjacke und Krawatte, sein Sam-Browne-Gürtel zog sich um die Hüfte und über die Brust. Der Mann war zu dünn zum Schwitzen.

»Wir sind knapp mit Personal. Wie jedes Jahr am Tag vor Thanksgiving. Ich würde selbst hinfahren, wenn der Chief jemand anderem zutrauen würde, die Nacht über auf diesem Stuhl zu sitzen. Er will Sie lieber draußen vor Ort haben als hier am Telefon. Auch wenn Sie ein Risiko darstellen. Ist das für Sie in Ordnung?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie das beim Militär gelernt?«, fragte Beamer.
»Egal, was kommt, Sie sagen *Ja, Sir?*«

»Ja, Sir«, sagte McGrady. »Genau so läuft's.«

»Ich versuche noch, ein Gefühl für Sie zu bekommen.«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie schon mal an einem Mordfall gearbeitet?«

»An fünfen, auf Streife. Ich war als Erster am Tatort ...«

»Auch als Ermittler?«

»Nein, Sir. Das wissen Sie auch.«

»Ich will Ihnen nur etwas in Erinnerung rufen. Außerdem sind Sie nicht von hier, stimmt's?«

Falls Beamer einen Blick in die Personalakte geworfen hatte, musste er wissen, dass McGrady von nirgendwo war. Er hatte in Chicago, San Francisco, Norfolk und San Juan gewohnt, noch ehe er sechs geworden war. Und das war nur das Warmlaufen für später. Sein Vater hatte ihm einen guten Eindruck vom Leben in der Navy vermittelt, sodass er es lieber auf dem College versucht hatte. Vier Jahre später war er wieder dort, wo er begonnen hatte. Nur dass er sich für die Army entschied. Seine Reise hatte in Honolulu geendet, wo er geblieben war. All das konnte Beamer über ihn wissen, wobei dieses Wissen ziemlich einseitig war. McGrady hätte nicht mal sagen können, wie sein neuer Captain mit Vornamen hieß.

»Ich bin fünf Jahre hier, seit meiner Entlassung aus der Army. Länger, als ich je an einem Ort gelebt habe. Hier ist mein Zuhause.«

»Man ist von hier oder man ist es nicht«, erklärte Beamer. »Und Sie sind es nicht. Haben Sie mal einen Hund ausgeführt?«

»Ja, Sir.«

»Wenn ein Hund nicht weiß, wie lang seine Leine ist, kann ihm schnell etwas passieren.« Dann hielt Beamer demonstrativ die Hände hoch, in einem Abstand von etwa zehn Zentimetern. »So lang ist Ihre. Wenn Sie wild drauflosrennen, reiße ich so fest daran, dass Ihr Genick bricht.«

»Okay«, sagte McGrady.

Es war nur eine Kleinigkeit, das *Sir* wegfallen zu lassen. Aber diese Kleinigkeit hielt ihn davon ab, über den Schreibtisch zu langen, sich Beamers Krawatte um die Faust zu wickeln und sein verhärmtes Gesicht auf die Tischplatte zu schlagen. Aber Beamer registrierte es nicht mal. Entweder man war in der Army gewesen oder eben nicht.

»Haben wir uns ganz klar verstanden?«

»Sicher doch, Cap.«

»Dann kommen wir gut miteinander aus.«

Beamers Tür ging auf, Chief Gabrielson trat ein. McGrady wollte aufstehen, aber Gabrielson bedeutete ihm, sitzen zu bleiben. Es gab noch einen leeren Stuhl, aber der Chief blieb mit dem Rücken zur geschlossenen Tür stehen.

»Haben Sie es ihm schon gesagt?«, fragte er Beamer.

»Ich wollte gerade zum Punkt kommen.«

»Fangen Sie mit dem Anruf an«, sagte Gabrielson.

Beamer blies Rauch in McGradys Richtung. »Kennen Sie Reginald Faithful?«

»Ich habe den Namen gehört. Der Milchmann.«

»Er hat ein Haus in der Nähe der Kahana Bay. Aber der Großteil seiner Herde befindet sich im Ka'a'awa Valley. Er und der Chief sind befreundet, also hat er als Erstes den Chief angerufen. Können Sie folgen?«

»Nein.«

»Er hat nicht die Nummer der Zentrale gewählt, seine Geschichte erzählt und sich von Einem zum Nächsten verbinden lassen.«

»Okay.«

»Was bedeutet, dass in diesem Moment genau drei Personen hier im Revier von der Sache wissen. Was wiederum bedeutet, dass ich morgen, wenn ich meine Zeitung aufschlage, nichts darüber lesen werde. Stimmt's?«

»Verstanden.«

»Reggie hat diesen Boy«, sagte Gabrielson. »Miguel.«

»Wenn Sie Boy sagen ...«

»Meine ich nicht seinen Sohn. Sondern einen Landarbeiter.«

»Okay.«

»Also, heute Abend hat Miguel an seine Tür geklopft«, fuhr Gabrielson fort. »Er war sehr aufgewühlt und hatte eine haarsträubende Geschichte zu erzählen. Reggie wusste nicht, ob er ihm glauben sollte oder nicht. Aber wenn es stimmt, haben Sie einen Fall. Glauben Sie, Sie können damit umgehen?«

»Auf so eine Chance warte ich schon lange.«

Beamer blies Rauch Richtung Decke.

»Es gibt einen Geräteschuppen im hinteren Teil des Tals«, sagte Gabrielson. »Miguel hat da ein Feldbett und eine Decke. Wahrscheinlich auch eine Flasche. Heute Abend ist er reingegangen, hat seine Lampe angezündet und als Erstes einen Kerl gesehen, der von den Dachbalken hing.«

»Selbstmord?«

»Haben Sie schon mal gehört, dass sich jemand kopfüber an einem Fleischerhaken erhängt?«

»Er hing an einem Haken?«

»Fahren Sie los und finden Sie es raus«, sagte Beamer. »Vielleicht reden wir nur über einen Hilfscowboy im Delirium tremens. Aber sobald Sie Genaueres wissen, tun Sie was?«

Wieder hielt Beamer die Hände hoch, um McGrady die Länge seiner Leine zu demonstrieren.

»Ich erstatte Bericht.«

»Mir.«

»Ja.«

»Das ist Ihr erster Mordfall. Sie sind jetzt fünf Jahre hier.

Ich habe schon mit Chang Apana Fälle gelöst, da waren Sie noch nicht geboren. Denken Sie daran, dann kommen wir beide klar.«

McGrady nahm die Pali Road. Als er höher in die Berge fuhr, verschwanden die Lichter Honolulus in seinem Rücken. Dann ließ er die höchste Stelle hinter sich, das einzige Anzeichen von Zivilisation war jetzt die Straße selbst. In völliger Dunkelheit fuhr er durch die Serpentinaen. Er befand sich jetzt auf der Windseite der Insel. Der Dschungel ragte bis über die Straße und zwängte sich durch Risse im Asphalt. Wo die Straße über Bäche und Flüsschen führte, war die Fahrbahn von Wasserfällen besprüht.

Bei perfekten Bedingungen dauerte die Fahrt zur Kahana Bay eine knappe Stunde. In der Nacht brauchte man doppelt so lange, der Regen kostete eine weitere halbe Stunde. Es war kurz nach zehn, als er die Auffahrt zu Reggie Faithfuls Haus verpasste. Er fand einen Abzweig, wendete dort und kam rutschend hinter drei anderen Autos zum Halten.

Er schaltete das Licht aus, stieg aus dem Wagen und schaute hinauf zu dem teilweise mit Schindeln verkleideten Haus im Pseudotudorstil. Schon die Größe war beeindruckend. McGrady wohnte in einem kleinen gemieteten Zimmer über einem Chop-Suey-Laden an der King Street, wo die Wände den Geruch von Zwiebeln und öligem Schweinefleisch ausschwitzten. Wenn er auf dem Bett lag und den Arm ausstreckte, konnte er mit der Hand seine beiden an der Wand hängenden Anzüge erreichen.

McGrady schloss die Wagentür ab und stieg die steinernen Stufen zur Veranda hoch, wo Reginald Faithful ihn erwartete.

»Sie sind McGrady?«

»Genau der. Sie haben noch mal mit Chief Gabrielson telefoniert?«

»Ich wollte wissen, wann Sie endlich kommen. Und das war vor einer Stunde.«

»Vielleicht kennen Sie einen schnelleren Weg über die Berge. Wo ist Miguel?«

»Drinne. Meine Frau behält ihn im Auge.«

»Steht er unter Schock?«

»So könnte man es ausdrücken.«

»Wie würden Sie es ausdrücken?«

»Der Junge konnte sich kaum auf den Beinen halten. Wenn wir ihm nicht das Sofa angeboten hätten, läge er jetzt auf dem Boden.«

»Haben Sie ihm etwas zu trinken gegeben?«

»Das war nicht nötig. Er ist schon betrunken hier angekommen.«

»Ist das sein Laster, der unten an der Straße steht?«

»Es ist meiner – er gehört meiner Firma. Aber er fährt ihn.«

»Ihre Frau fährt den LaSalle und Sie den Cadillac.«

»Ja.«

»Ist sonst noch jemand im Haus?«

»Nein.«

Der Milchproduzent legte die Hand aufs Geländer der Veranda und schaute hangabwärts auf seine Zufahrt. Er trug ein verwaschenes weißes Hemd. Schwarze Hosenträger und eine Khakihose. Er hatte die Krawatte gelockert. Nach einem Blick auf die vier Fahrzeuge wandte er sich wieder an McGrady.

»Was ist mit Ihnen?«, fragte er. »Kein Partner? Sie kommen ohne Unterstützung?«

»Ich bin allein.«

Faithful tippte die Asche seiner Zigarre am Geländer ab.

»Wenn Sie alle Hilfe sind, die ich bekomme, bringe ich Sie jetzt besser zu Miguel.«

»Ich würde mir lieber die Leiche ansehen – falls es eine gibt. Kann Miguel gehen?«

»Die Stufen runter werden wir ihm beide helfen müssen.«

»Okay, dann kommen Sie auch mit.«

Miguel Silva, Reggie Faithfuls Hilfscowboy, musste älter sein als Reggie Faithfuls Vater. Seine runzlige sonnengebräunte Haut hatte die Farbe von angesengtem Mahagoni. Die schwarzen, teilweise ergrauten Haare waren kurz geschnitten. Er lag auf der Couch, die Augen unter einem zusammengerollten Handtuch verborgen.

»Ernsthaft? Sie wollen ihn mitnehmen?«

Mrs Faithful kniete neben dem Landarbeiter ihres Mannes auf dem Fußboden. Sie trug ein kariertes Hauskleid, dessen oberster Knopf offen stand. Gewellte, dunkle Haare und dunkle Augen.

»Kann er nicht hier bei mir bleiben?«, fragte sie. »Schauen Sie sich den armen Mann doch an.«

»Ehe ich nicht weiß, was los ist, sollten Sie lieber nicht allein mit ihm bleiben.«

»Er ist schon seit Ewigkeiten bei uns. Ich vertraue ihm.«

»Dann sollte ich auch mit ihm klarkommen.«

Miguels Kleidung war völlig verschwitzt. Ein penetranter Alkoholgeruch hüllte ihn ein. Ansonsten schien ihm nichts zu fehlen. Er brauchte Mrs Faithfuls sanfte Fürsorge nicht. Er konnte seinen Rausch in einer Zelle mit Betonwänden ausschlafen, sich von einem Eimer Wasser wecken lassen und reden.

McGrady beugte sich hinunter, zog das Handtuch vom Ge-

sicht des alten Mannes und schlug ihn auf die linke Wange. Er hätte auch grober zuschlagen können, was den Kerl schneller aufgescheucht hätte, aber McGrady dachte an Mrs Faithful. Er wollte sie auf seiner Seite haben. Irgendjemand musste auf seiner Seite sein.

Der alte Mann öffnete ein Auge.

»Sind Sie ein Cop?«

McGrady hatte eins dieser Gesichter. Kantig und irgendwie unfertig, als wäre der Meißel seines Bildhauers am zu harten Stein zerbrochen.

Er nickte, der Mann richtete sich langsam auf.

»Sie kommen mit uns.«

»Will da nicht wieder rein.«

»Trotzdem.«

Er packte Miguels Handgelenk und zog ihn hoch. Dann gingen sie zu dritt nebeneinander, McGrady auf der einen und Reggie Faithful auf der anderen Seite. Miguels Arme lagen über ihren Schultern. Über die Veranda, die Stufen hinunter, dann zum Wagen. Sie ließen ihn lang ausgestreckt auf dem Rücksitz liegen. McGrady schloss die Tür und sah zurück zum Haus. Mrs Faithful stand auf der obersten Stufe, vor dem hell erleuchteten Haus zeichnete sich ihre Silhouette ab.

2

Der Straßenbelag endete, sobald er von der Küstenstraße ins Ka'a'awa Valley abbog. Anfangs war das Tal breit, beiderseits des Flusses erstreckten sich Weiden. Er roch feuchtes Gras, Rinder und aus dem Dschungel kommendes Wasser, das aus den Bergen ins Tal hinabfloss. Aber je weiter er fuhr und je näher die Berghänge an den Fluss rückten, desto enger wurde das Tal, desto schmaler die Weiden. Sie fuhren durch einen Bestand von Mangobäumen und kamen dann auf eine feuchte Wiese, auf der nur Ingwer wuchs.

»Es ist gleich hinter der Kurve«, sagte Faithful. »Einen knappen halben Kilometer noch.«

McGrady warf einen Blick nach hinten. Miguel war wieder eingeschlafen.

»Wo wohnt er, wenn er nicht im Schuppen schläft?«

»Seine ganze Familie lebt draußen in Nānākuli.«

»So weit weg?«

»Er fährt ein- oder zweimal im Monat hin.«

»Dann lebt er also in dem Schuppen.«

Faithful zuckte die Achseln.

»Er hat dort alles, was er braucht.«

McGrady bog um die letzte Kurve und sah die Hütte. Sie schmiegte sich an den Hang, rechts von ihr bildete der aus den Bergen kommende Bach einen kleinen Wasserfall. Die Hütte bestand aus unlackierten Hartholzschindeln, die von innen nach außen verrotteten, aber die Bretter waren so dick, dass sie wahrscheinlich noch hundert Jahre hielten.